



37 Jahre Religionslehrer in Berlin – „RU ist, wenn Kinder aus verschieden religiösen Familien miteinander reden.“

(Schülerzitat Schuljahr 2022/23)

Christian Hannasky verabschiedet sich aus dem Berufsleben und aus der Redaktion des Zeitsprung

Aufgewachsen bin ich in einer frommen, behüteten Familiensituation mit Bildern von Schnorr von Carolsfeld und der sehr geliebten Kinderbibel von Anne de Vries. Im Religionsunterricht in der Grundschule hatte ich eine liebevolle Religionslehrerin aus meiner Großelterngeneration. Als prägend in Erinnerung behalten habe ich das damalige Religionsbuch: *Ihr lieben Christen freut euch nun.* (Gertrud Grimme u.a., mit Bildern von -Siegfried Senn, in Verbindung mit der Kirchlichen Erziehungskammer für Berlin, Schroedelverlag 1959)

Im Konfirmandenunterricht lernte ich zu recherchieren und Referate zu schreiben, und mein Religionslehrer in der Oberschule, Herr Simon, lehrte mich, meinen Blick auf die Theologie zu weiten. Nach dem Abitur wollte ich deshalb mehr darüber wissen. Was steckt hinter den biblischen Geschichten, und wie könnten sie zeitgemäß vermittelt werden?

Meine Kinder- und Jugendzeit erlebte ich in Berlin-Charlottenburg-Nord – eingebettet zwischen der evangelischen Sühne-Christi-Kirche, der katholischen Regina-Martyrum und der Gedenkstätte Plötzensee – in dem Neubauviertel, dessen Straßennamen an Widerstandskämpfer gegen das Naziregime erinnern. Sie weckten frühzeitig meine Neugierde auf Geschichte und Politik. Dazu bei trugen auch die Mitte der 60er Jahre beginnenden Familiendiskussionen über das Erleben der Großeltern- und Elterngeneration während des Dritten Reichs. Warum z.B. hörten wir freitags im Radio synagogalen Gesang von Rabbiner Nachama und warnte gleichzeitig eine Tante, vor den Juden müsse man sich in Acht nehmen? Wie war das vereinbar, und was steckte hinter der partiellen Abneigung gegen Juden und Jüdinnen? Da mein drittes Interessengebiet, die Architektur, wegen meines „Mathematik-Atheismus“ als Studium nicht in Frage kam, war die Wahl,

Lehrer für Theologie und Geschichte zu werden, folgerichtig. Hier traf ich auf für mich im wahrsten Sinne des Wortes wegweisende Professoren wie Dr. Wippermann für Zeitgeschichte, Dr. Braun für Theologie und Dr. Frickel für die Religionsdidaktik. Im Referendariat begleiteten mich Mentoren und Mentorinnen, die mir einerseits prägendes Handwerkszeug vermittelten und andererseits sehr großen gestalterischen Freiraum ließen.

Unvergessen bleibt auch Herr Hahn, der sich mit uns im Fachseminar Theologie mit dem damals neuen und umwälzenden Rahmenlehrplan auseinandersetzte. Perspektiven, Erfahrungen und Lernfelder waren die entscheidenden Stichwörter.

Doch trotz bester bestätigter Kenntnisse gab es 1987 keine Arbeitsplätze im staatlichen Schuldienst für Junglehrer. Obwohl, so jung war ich gar nicht mehr. Während des Studiums hatte ich geheiratet, wurde Vater von zwei Söhnen und fand es viel interessanter, als Hausmann im Rahmen eines langen „Erziehungsurlaubs vom Studium“ praktische Erfahrungen in der Kindererziehung zu sammeln. Auch das Konsistorium konnte mich nicht einstellen, weil, wie mir mit Bedauern mitgeteilt wurde, die Gesamtmitarbeitervertretung der Religionslehrkräfte eine Einstellung von staatlich examinierten Lehrkräften anstatt von B-Lehrkräften der AKD-Ausbildung ablehnte. Man müsse erst einen außergewöhnlichen Bedarf im Laufe des Schuljahres feststellen. Der stellte sich dann doch recht bald ein, in Form einer unbefristeten 100%-Stelle in der ARU Wedding. In der damaligen Zeit war das für einen Familienvater ein großes Glücksmoment, der vielen meiner Studienkolleg*innen lange Zeit verwehrt blieb. Die Schattenseite stellte sich allerdings auch sehr schnell heraus. Schüler*innen im sogenannten roten Soldiner Kiez für den freiwilligen evangelischen Religionsunterricht nach dem



Berliner Modell in einer Grundschule zu gewinnen, war eine Herausforderung. „Sie schaffen das schon“, war die zuversichtliche Einschätzung des damaligen Kirchenschulrates Schebsdat. Die Wilhelm-Hauff-Grundschule mit damals schon über 50% muslimisch geprägter Schüler*innenschaft blieb tatsächlich meine Stammschule. Damit hatte ich jede Wette verloren, dass sich hier der Religionsunterricht nicht mehr lange halten könne. Es klingt vielleicht banal, aber die Schüler*innen schätzten vor allem am Religionsunterricht, entspannt miteinander reden zu können. Erfahrungen jeder Art, eigene Nöte und Gefühle, unterschiedliche religiöse Traditionen in Worte fassen zu können war eine Fähigkeit, die viele Kinder nicht hatten. Sprachfähig zu werden, um ausdrücken zu können, was Menschen bewegt, wie man mit Gefühlen umgeht und welche Bedeutung religiöse Dinge im Leben von Menschen haben, das stieß stets auf Interesse. Nicht das Trennende von Religionen, sondern deren Gemeinsamkeiten galt es herauszuarbeiten. Ein Schüler hat es vor kurzem so erklärt: „Religionsunterricht ist, wenn jüdische, christliche und muslimische Kinder miteinander reden.“ Stand am Anfang das Kollegium der Schule dem Religionsunterricht als Relikt früherer Zeiten eher gleichgültig gegenüber, wurde das Angebot, über die eigene religiöse Identität nachdenken zu können, ohne die Kinder auf ein Bekenntnis festzulegen, mit der Zeit immer stärker geschätzt. Zum Teil spielte hier auch die Sorge von Lehrkräften eine Rolle, einem möglicherweise rückwärtsgewandten, undemokratischen Islamverständnis von Eltern selber wenig entgegenzusetzen zu können.

Unterstützt wurde der Religionsunterricht auch von den zahlreichen Praktikant*innen, Vikar*innen und Referendar*innen, die hier ihre ersten und zumeist hilfreichen Erfahrungen außerhalb des kirchlichen und hochschulischen Schutzraumes machen konnten. Mir half dabei ein umfassendes Netzwerk, angefangen von der Arbeitsstelle für Religionsunterricht bis hin zur Gemeindeanbindung. Eine große Bereicherung wurden mir die Fortbildungen, u.a. von Herrn Ruppel, sowie die

umfangreichen Materialangebote des Amtes für kirchliche Dienste in Berlin-Charlottenburg.

In Netzwerken zu arbeiten bedeutet nicht nur nehmen, sondern auch geben. Die Mitarbeit an Elternbriefen, die Gründung und Weiterentwicklung der regional orientierten Religionszeitschrift „zeitspRUNg“, Engagement in der Mitarbeiter*innenvertretung und in deren Vorstand sowie die Tätigkeit als Vorsitzender der Gesamtmitarbeiter*innenvertretung der Religionslehrkräfte, als ehrenamtlicher Vorsitzender und Tarifverhandlungsführer der Gewerkschaft Kirche und Diakonie, als Synodaler und als Prädikant in meiner Heimatgemeinde, all dies ließ nie Routine im Berufsalltag aufkommen. Zudem gehörte zum Wesen des Religionsunterrichts in Berlin und nach 1989 in Brandenburg und nach 2004 in der schlesischen Oberlausitz, dass er sich in permanenter Veränderung befand und sich mit entsprechenden Rahmenplanerneuerungen bis hin zur Einführung eines eigenen Schulbuchs den jeweiligen aktuellen politischen und pädagogischen Herausforderungen zu stellen hatte. „Quo vadis RU?“ war eine immer wieder aktuelle Fragestellung. Im Rahmen der Friedenspädagogik ließ ich mich zum Berliner Schulmediator ausbilden und baute mit anhaltendem Erfolg zusammen mit Schulkolleg*innen die Konfliktlots*innenarbeit auf. Mit Angeboten zum gemeinsamen Sozialen Lernen mit den Schulsozialpädagog*innen erwies sich der Religionsunterricht als relevant, um eine diverse Schüler*innenschaft anzusprechen, in der es zunehmend und mehrheitlich Schüler*innen aus muslimischen Familien gab.

Die organisatorische Grundlage des freiwillig besuchten Religionsunterrichts in Berlin stammt noch aus der sowjetischen Besatzungszeit nach 1945. Er wird in den Schulen zusätzlich von Weltanschauungsgemeinschaften angeboten. Aufsicht und Durchführung des Faches ist vom Staat getrennt. Noch Anfang der 90er Jahre wirkte dieses sogenannte Berliner Modell für viele mit dem Religionsunterricht befasste Mitarbeiter*innen sehr attraktiv. Darum wurde dem Ansinnen des neuen Bischof Hubers, das damalige Zeitfenster mit einer CDU-geführten Regierung zu nutzen, den Religionsunterricht neu als Wahlpflichtfach zu organisieren, eine Abfuhr erteilt. Es war eine meiner ersten Sitzungen in der GMAV, in der Bischof Huber kopfschüttelnd die Ablehnung auch der Personalvertretung zur Kenntnis nahm. Die Mitarbeitenden identifizierten sich so stark mit ihren attraktiven Schulangeboten, dass sie zuversichtlich waren, den Kampf des freiwilligen RU gegen die Eisdielen gewinnen zu können. Umso größer war die Enttäuschung, dass die Gefahr nicht vom Berliner Senat oder dem Brandenburger Bildungsministerium, sondern von der eigenen Kirchenleitung ausging. Sie drohte mit der Kündigung von mehr als 300 Mitarbeitenden, weil der 10-prozentige

Eigenanteil der Kirche zur Finanzierung des Religionsunterrichts zu teuer wurde. Der Beschäftigungssicherungstarifvertrag, an dem ich aktiv mitwirken konnte, setzte dann Maßstäbe, die bis heute ihre positiven Wirkungen auf die Gestaltung gesicherter Arbeitsplätze für Religionslehrkräfte entfalten. Auch die tarifliche Eingruppierungsordnung konnte nach umfangreichen Verhandlungen zukunftsweisend für die Nachwuchsgewinnung verbessert werden.

Nach dem gescheiterten Volksbegehren Pro Reli 2009 gab der damalige GMAV-Vorstand unter Federführung von Dr. Ulrich Peter eine kleine Broschüre heraus mit der Überschrift: „Der Berliner Religionsunterricht an der Schwelle des nächsten Jahrzehnts“. Die dort von uns vertretenen Thesen und Vorschläge haben meines Erachtens nichts von ihrer Aktualität verloren. Schon damals wiesen wir daraufhin, dass allein bis 2020 mindestens 170 Lehrkräfte aus Altersgründen aus dem Dienst ausscheiden würden und dringend begonnen werden müsste, entsprechende Vorsorge zu initiieren. Als Ziel für das Jahr 2020 strebten wir an, dass der Religionsunterricht als ordentliches Unterrichtsfach in allen Schulstufen Teil eines Wahlpflichtbereiches Religion/Ethik wird. Auch die jüngste Quo-Vadis-Reihe des AKD hat gezeigt: Alle zukunftsweisenden Modelle von RU basieren auf schulorganisatorischen Grundlagen, die im bisherigen Berliner Modell von RU nicht realisierbar sind.



Am Ende meiner Dienstzeit gibt es im Koalitionsvertrag der Berlin regierenden Parteien den Punkt: Religion als Wahlpflichtfach! Ist das eine Chance, die Organisationsstruktur des RU auf zukunfts-sichere Beine zu stellen? Ich wünsche es allen Kolleg*innen von Herzen! Vielleicht haben die kreativen Initiativen, die viele Religionslehrer*innen immer wieder in Kooperation über Konfessions- und Religionsgrenzen hinweg unternommen haben, gezeigt, dass ein Ort in der Schule wichtig ist, in dem Schüler*innen thematisieren können, „was sie unbedingt angeht“ (P. Tillich), und das zu teilen, was ihnen wichtig und heilig ist, denn das verbindet – auch in Unterschieden.

Mir war der Religionsunterricht in allen seinen Facetten stets eine Herzensangelegenheit, für die ich nach wie vor brenne, weshalb ich Überlegungen zum durchaus lukrativen Wechsel in den staatlichen Schuldienst immer wieder verworfen habe. Meine Vokation durch Bischof Kruse wies mir dauerhaft meinen beruflichen Weg.

Ich danke allen Wegbegleiter*innen, die mich im besten Sinne geführt, beeinflusst und meine religiöse sowie politische Identität geprägt haben.

Und ich hoffe, ich konnte im Sinne von Psalm 78 mit Worten und Taten bei den nächsten Generationen Spuren hinterlassen, die sie zum Guten beeinflusst haben, weil sie Gottes Barmherzigkeit und Nächstenliebe für sich annehmen konnten und sie zu religiös mündigen Menschen entwickeln ließen. Möge Gott mit mir zufrieden sein.

Christian Hannasky, Juli 2023